

Nr. 37. Bromberg, den 16. Februar. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von **Walter Erbse.**

Sie raste durch die Straßen zum Bureau der Hefag. Baronowski hatte sie erwartet.

„Ich fürchtete, daß Sie mir zu Leibe rücken würden", rief er ihr lachend zu. „Machen Sie es kurz, Gnädigste!"

„Weshalb wollen Sie mich bei dem neuen Film ausschalten, Direktor?"

„Sie konnten sich die Frage selbst beantworten, Fräulein Gisbert. Es wäre nicht unmöglich, daß Sie morgen wieder in Haft genommen würden."

„Ein Film wie dieser kann in vierzehn Tagen fertig sein", entgegnete sie trotzig.

„Eben darum! Der Schmarrn ist nicht wert, größere Geldopfer zu bringen. Soll ich Ihnen mal vorrechnen, um wieviel sich der Rivierafilm durch Ihren Scherz verteuert hat?"

„Weshalb entlassen Sie mich nicht! Meine Haft war ja Grund genug, den Vertrag mit mir zu annullieren . Sie stellten im Gegenteil die Kaution für mich."

Baronowski schmunzelte. „Ein reines Rechenexempel, Gnädigste! Erstens mußte der Rivierafilm beendet werden, und zweitens mußte ich Sie auch mit den größten Opfern halten, denn wenn Sie vorher eine bekannte Filmschauspielerin waren, so sind Sie jetzt geradezu eine Berühmtheit geworden. Man spricht von Ihnen. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie unnötig brach liegen lasse. Auf die Rolle in dem Schmarrn können Sie verzichten. Gehen Sie spazieren und erholen Sie sich! Sie sehen ohnehin angegriffen aus." Er sagte das in einem leicht spöttischen Gönnertone.

„Ich habe die Arbeit zu meinem Wohlbefinden nötig."

„Sie können Urlaub nehmen! Verreisen Sie, amüsieren Sie sich!"

Gisa war zornig

„Sie können mich nicht beurlauben, — höchstens der Staatsanwalt. Ich darf nur mit dessen Erlaubnis Berlin verlassen."

„Darum suchen Sie in den Rollen eine kleine Ablenkung", rief der Direktor lachend. „Legen Sie daheim Patiencen. — Oder nein! Warten Sie — —" Er zog seinen Schreibtisch auf und nahm ein Schriftstück heraus. „Hier ist ein Filmmanuskript. Der Lektor meinte, es wäre eine Bombenrolle für Sie. Lesen Sie es durch und sagen Sie mir Ihre Ansicht. Eine Flucht im Flugzeug, das wäre doch Ihr Fall. Sind Sie Pilotin? — — Nein? — — Eine Filmdiva muß jeden Sport beherrschen, meine Gnädigste. — — Ich habe die Ehre!"

Er reichte ihr das Manuskript und begleitete sie höflich zur Tür. Sie stand in dem finsteren Korridor und schluckte die Tränen hinunter, die ihr der Zorn in die Augen getrieben hatte.

Gisa Gisbert saß daheim am Schreibtisch und blätterte in dem Filmmanuskript.

Baronowski wollte sie zum Narren halten. Es war ein Kitsch. Eine Entführungsgeschichte, wie sie schon hunderte Male über die Leinwand gegangen war. Zuletzt eine Flucht im Flugzeug, — Verfolgung, — Absturz der Fliehenden und Rettung durch den Fallschirm.

Gisa schob das Schreibwerk zurück und lachte verächtlich. Aber plötzlich sah sie sich selbst am Steuer des Flugzeuges sitzen, — die Verfolger hinter sich. Der Motor versagte, das Flugzeug kam ins Gleiten — Stürzen — —, sie sprang in den leeren Luftraum — —! Gisa fühlte, wie ihre Hände feucht wurden. Ein angenehmes Kribbeln zog bis in die Fingerspitzen. Keine Trickaufnahme — — Erlebnis! Wie sie der Gedanke reizte — — lockte! Und wenn der Sprung mißglückte? Was lag daran!

Impulsiv griff sie nach dem Hörer und ließ sich mit dem Flugplatz Tempelhof verbinden. Der Leiter war erst in einer Stunde zu sprechen. Sofort rief sie Fridgens an und befahl ihm, mit dem Wagen vorzufahren. Eine Viertelstunde später fuhr sie nach Tempelhof hinaus.

Nach einer längeren Aussprache mit dem Leiter des Flugplatzes wußte sie, daß sie nach sechs bis acht Wochen die Pilotenprüfung machen konnte. Sie meldete sich sofort als Schülerin an und wünschte, daß so bald wie möglich mit der Ausbildung begonnen würde. — — —

Gisa jauchzte auf, wenn sie sich in dem leichten Flugzeug vom Boden erhob, wenn sie das große, steinerne Gefängnis unter sich in Nebel und Rauch verschwinden sah. Hier gab es keine Grenzen, die sie hielten! Mit der Technik des Apparates hatte sie sich bald vertraut gemacht. Der Fluglehrer, mit dem sie flog, hatte nur noch selten in ihre Steuerung einzugreifen. Er wehrte nur ab, wenn sie das Flugzeug unzweckmäßig in die Höhe steigen ließ oder den Flug allzuweit ausdehnen wollte.

In diesen Wochen schlug sie die Einladungen Stenfords und Frau Inge Petersens ab. Sie studierte abends in den Lehrbüchern über Luftschiffahrt, kaum daß sie sich ein Plauderstündchen mit Maria Andreas gönnte.

Dr. Petersen bat sie eines Tages telephonisch um eine Unterredung wegen des Prozesses. Sie suchte ihn im Vorbeifahren in seinem Bureau auf. Er teilte ihr mit, daß die Verhandlung im Juni oder Juli stattfinden würde.

Baronowski rief sie eines Tages an und erkundigte sich nach dem Filmmanuskript.

„Sie müssen die Arbeit auf ein besseres Niveau bringen lassen, Direktor", antwortete sie, „dann will ich die Titelrolle übernehmen. Ich denke, daß ich in drei Wochen mein Pilotenexamen machen kann."

Sie hörte das satte Lachen des Direktors im Telephon.

„Sehr gut! Es wird eine Sensation."

5.

Die schwere Zeit der Ungewißheit lag hinter Gisa. Dr. Petersen hatte keinen schweren Stand gehabt. Das Gericht hatte auf Freispruch erkannt, ihre Tat war ein Akt der Notwehr gewesen.

Man hatte Gisa mit Blumen und Glückwünschen überschüttet. Sie wurde zu Gesellschaften in Familien eingeladen, die sie kaum dem Namen nach kannte. Lockende Angebote von Filmgesellschaften gingen ihr zu.

Fast schüchtern meldete sich George Stenford am Telephon und wünschte ihr Glück. Er fragte, wann er sie wiedersehen könnte. Sie wollte ihm Bescheid geben — morgen — übermorgen. Gisa fürchtete die Zusammenkunft. Sie brachte die Entscheidung für ihr Leben.

Da entfloh sie allem. Heimlich bei Tagesanbruch fuhr sie aus Berlin in ihrem Auto davon. Sie genoß die Freiheit, die ihr zurückgegeben war. Das Häusermeer blieb hinter ihr. Ahrenfelder, Busch und Wald glitten an ihr vorüber. Sie ließ den Wagen langsam fahren.

Sie hatte eigentlich die Absicht, nach Dessau zu fahren, und sich ein Junkersflugzeug auszusuchen, für das sie sich entschieden hatte. Aber sie schwankte, ob sie nicht vorher die Albatroswerke besichtigen sollte. Sie dachte dabei an Dr. Willfeld, der ihr sicherlich einen objektiven Rat geben würde. Das Albatrosflugzeug wurde ja auch in Fachkreisen sehr gelobt. — — —

Der Direktor der Albatroswerke empfing Gisa in seinem Privatkontor. Er bat sie höflich, Platz zu nehmen.

„Soweit ich mich erinnere, haben wir Ihnen bereits unsere Prospekte zugesandt, gnädiges Fräulein. Ich denke, daß wir Ihren Wünschen gerecht werden können. Ich möchte betonen, daß wir Ihnen in jeder Weise entgegenkommen möchten, denn schließlich ist Ihr Name in Verbindung mit unserem Flugzeug eine gute Empfehlung für unser junges Werk."

„Kann ich mir die Modelle ansehen?"

„Aber gewiß, meine Gnädigste!"

Er klingelte. Dem eintretenden Bureaudiener sagte er:

„Bitten Sie Herrn Dr. Willfeld zu mir!"

Nach kurzer Zeit kam der Diener zurück.

„Herr Dr. Willfeld ist mit dem A 14 zu einem Probeflug aufgestiegen."

„Schade! So werde ich Sie selbst führen müssen, gnädiges Fräulein."

Sie gingen an den Schmieden und Reparaturwerkstätten vorüber zum Flugplatz des Werkes.

Aus der Luft tönte das Surren eines Motors. Gisa beschattete die Augen mit der Hand und suchte den Himmel ab. Ein weißer Punkt leuchtete in dem Blau des Himmels auf und verschwand wieder.

„Darf ich Ihnen das Glas anbieten, gnädiges Fräulein?" fragte der Direktor höflich.

Sie nahm das Zeißglas und beobachtete interessiert den Flug. Wie ein Vogel stürzte das leuchtende Flugzeug nieder, verschwand hinter den Gebäuden des Werkes, tauchte aber in der nächsten Minute weit tiefer wieder auf. Im Gleitflug schwebte es über dem Platz und glitt in einer eleganten Schleife auf den Boden nieder. Gisa war begeistert.

„Eine prachtvolle Landung!"

Der Direktor stimmte ihr zu.

„Dr. Willfeld ist einer der besten deutschen Flieger. Wenn man mit ihm fliegt, hat man das unbedingte Gefühl der Sicherheit."

Zwei Männer stiegen aus der Führerkabine des Flugzeuges.

„Holla, Willfeld!"

Der Mann wandte den Kopf und kam auf sie zu.

„Darf ich Ihnen den technischen Leiter unserer Werke vorstellen, gnädiges Fräulein? — Dr. Willfeld . . ."

„Fräulein von Benkendorf?" rief Willfeld erstaunt.

„Fräulein Gisbert!" sagte der Direktor.

Gisa lachte.

„Es ist die gleiche Person, Herr Direktor. Gisbert ist mein Künstlername."

Sie streckte Dr. Willfeld lächelnd die Hand hin. Der hielt die ölbeschmutzten Finger hoch.

„Damit kann ich Sie nicht anrühren, gnädiges Fräulein."

„Fräulein Gisbert interessiert sich für unser Sportflugzeug. Haben Sie die Güte und führen Sie Fräulein Gisbert den Apparat vor. Sie können ja die technischen Einzelheiten besser erläutern als ich. — Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie sich für unser Modell entscheiden werden, gnädiges Fräulein." Er verabschiedete sich.

Gisa schritt zusammen mit Dr. Willfeld zu den Schuppen.

„Wir haben augenblicklich nur ein einziges startbereites Flugzeug der Sporttype, ein zweites wird eben aufmontiert. Vielleicht können Sie an diesem halbfertigen Apparat die Konstruktion besser sehen."

Sie betraten einen der Schuppen. An dem Gerippe des Flugzeuges arbeiteten die Monteure.

Willfeld rief einige der Arbeiter heran.

„Friedrich, machen Sie das Sportflugzeug startbereit."

Dann erklärte Willfeld Gisa die Konstruktion und machte sie auf die Besonderheiten der Albatrosapparate aufmerksam. Bei dem Sportflugzeug sollte jetzt eine neue Legierung des Leichtmetalls ausprobiert werden, die eine größere Bruchsicherheit gewährleistete. Auch die Anordnung des Motors war von den anderen Typen verschieden. Seine Erklärungen waren alle in einem geschäftsmäßigen, sachlichen Ton gehalten, als sei ihm Gisa eine völlig unbekannte Kundin.

„Und nun, mein gnädiges Fräulein, möchte ich Sie bitten, mit mir einen Probeflug zu machen."

Sie traten aus dem Schuppen. Das Sportflugzeug stand startbereit auf dem Platze.

„Sie haben sich ja schon einmal von der Tüchtigkeit eines Albatrosapparates überzeugen können, gnädiges Fräulein."

Sie blickte ihn an und sah das leise Lächeln um den schmalen Mund.

„Damals hatte ich keinen Sinn für die Tüchtigkeit des Apparates noch für die Fähigkeit des Piloten."

Er lachte kurz auf. Er half ihr in den Ledermantel. Gisa stieg in das Flugzeug und Willfeld prüfte die Gurte, die sie festhielten. Dann setzte er sich an das Steuer. Der Motor sprang an. Sie glitten über den Platz und stiegen. Willfeld zeigte seine Kunst. Er schraubte das Flugzeug in die Höhe, kreiste in weitem Bogen, stürzte dann wie ein Raubvogel in die Tiefe und landete nach einer halben Stunde im eleganten Gleitflug auf dem Platz.

Willfeld wollte Gisa beim Aussteigen behilflich sein, sie aber schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie uns die Plätze tauschen, Herr Doktor. Ich will ja den Apparat kennen lernen, an Ihrem aeronautischen Können habe ich nicht gezweifelt."

Über das Gesicht Willfelds flog ein Schatten. Mit einem kurzen „Bitte" räumte er Gisa seinen Platz am Steuer ein.

Gisa ließ den Motor anspringen. Das Flugzeug löste sich von der Erde und stieg zum blauen Himmel empor.

Gisa hatte sich schnell mit den Eigenheiten der Maschine vertraut gemacht und hatte den Apparat fest in der Hand. Das Land glitt unter ihr dahin, dahin wie die Zeit. Ein leuchtender Streifen tauchte am Horizont auf — das Meer. Das Meer war Gisa wie eine Sehnsucht, es lockte wie eine Verheißung.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Sie wandte sich um. Willfeld schrie ihr etwas zu. Sie konnte ihn nicht verstehen. Er hielt ihr einen Zettel über die Schulter hin, und sie las: „Benzin! Flugplatz Bremen landen!" Dort drüben sah sie eine große Stadt, das mußte Bremen sein! Sie steuerte darauf zu, flog einige Schleifen über der Stadt und suchte den Flughafen. Willfeld beugte sich zu ihr und deutete mit der Hand die Richtung an. Im Gleitflug ging Gisa nieder und landete auf dem Platz.

„Ohne Ihre Mahnung wären wir schließlich ins Meer gestürzt, Doktor", sagte sie lachend.

„Oder Sie hätten auf einem Acker landen müssen", entgegnete er. „Der Benzinvorrat war nicht für einen Fernflug berechnet."

Er winkte einen Monteur herbei und ließ Benzin auffüllen. Nach einer knappen Stunde war das Flugzeug wieder startbereit.

Erst am späten Nachmittag landeten sie auf dem Flugplatz der Albatroswerke wieder. Das Werk lag still. Willfeld brachte selbst zusammen mit dem Platzwächter das Flugzeug in den Schuppen .

Er führte Gisa zu den Waschräumen, wo sie sich, so gut es ging, säuberte. Willfeld wartete bereits an dem Direktionsgebäude auf sie. Er hielt einen Brief in der Hand.

„Direktor Altmann läßt sich entschuldigen. Er mußte zu einer Sitzung nach Hannover."

Gisa nickte gleichgültig.

„Ich würde Sie sehr gern zu einem einfachen Abendessen zu mir einladen, vorausgesetzt, daß Sie es nicht für unschicklich halten, mit mir in meinem Junggesellenheim allein zu sein."

Gisa lachte.

„Ich nehme Ihre Einladung an, Doktor! Ich habe einen bösen Hunger."

„Sie müssen aber noch eine gute halbe Stunde Autofahrt aushalten."

„Sie wohnen nicht in der Stadt?"

„Nein, in ländlicher Abgeschiedenheit. Ich schlage vor, wir benutzen Ihr Auto. Bitte lassen Sie mich fahren, die Wege sind nicht gut."

(Fortsetzung folgt.)

Im Kerker am Nil.

Ein Erlebnis aus der Kriegsgefangenschaft, erzählt von **Rudolf de Haas.**

Die Ausführung des Fluchtversuchs wurde auf die kommende Nacht festgesetzt. Seit Wochen waren die sorgfältigsten Vorbereitungen dazu getroffen. Die Aussicht auf das Gelingen des Unternehmens wäre die denkbar günstigste gewesen, hätte man nicht als Zeitpunkt den Vollmond wählen müssen. Es schien Irrsinn, aber es gab keine andere Möglichkeit. Ein Teil der Ausreißer hatte beschlossen, den Weg über das Mogattamgebirge östlich von Kairo zu wählen und von da auf den Suezkanal vorzustoßen, mitten durch die Wüste; sie brauchten das Mondlicht ebenso nötig wie die anderen, die zur Nachtzeit über den Nil zu schwimmen und durch die Libysche Wüste zu entkommen gedachten. Außerdem blieb keine Wahl mehr, da der unterirdische Gang, durch den die Flucht vor sich gehen sollte, jeden Augenblick entdeckt werden konnte.

Unser wohlverwahrter Kerker lag nicht viel mehr als hundert Meter vom Nil. Es war eine aus widerstandsfähigen Steinmauern erbaute riesige Fabrik von beträchtlicher Höhe, die, wie die Sage ging, noch Napoleon dem Ersten zur Herstellung von Gewehren gedient hatte. Sie befand sich in einer südlichen Vorstadt Kairos, dem Villenort Maladi, unweit des dicht am Strande gelegenen malerischen alten Koptenklosters. In dem an eine Kirche gemahnenden ungeheuren Raum waren wir zu etwas mehr als sechshundert Mann auf Strohmatten auf der Erde untergebracht. Auf eigens erbauten Turmgerüsten rings um die Fabrik herum standen die englischen Posten; von ihren Standorten konnten sie in das Innere des Gefangenenlagers hineinschauen.

Der für uns unbequemste Posten hatte von seinem hohen Turm aus leider eine ebenso völlige Übersicht über das Tun und Treiben im Gefängnisraum wie über die Fluchtrichtung außerhalb der Mauern. Ehe die Ausreißer in den Schatten des kleinen Dattelhaines gelangten, mußten sie über einen ebenen und völlig offenen, vom Mondlicht hell erleuchteten Platz etwa zwanzig bis dreißig Meter hinwegschleichen.

Um dem Wächter auf diesem gefährlichsten Turm die Entdeckung der Vorgänge im Lager unmöglich zu machen, hatte man den Eingang zu dem unterirdischen Stollen am geeignetsten Punkt angelegt. Dies war eine Art Rednerpult, das ich allabendlich als Lagervorsitzender bestieg, um Befehle der englischen Kommandanten bekanntzugeben, Zeitungen und dergleichen vorzulesen und die Einförmigkeit des Gefangenenlebens durch Vorträge erträglich zu machen. Unmittelbar unter meinem Sitz begann der Weg in die Unterwelt.

Wir gefangenen Deutschen bestanden zum überwiegenden Teil aus Ostafrikanern, den Rest bildeten Angehörige des Palästina-Expeditionskorps, die an der Ostseite des Suezkanals oder in der Sinaiwüste in die Hände des Feindes gefallen waren.

Für den Fluchtversuch eignete sich am besten die Zeit vor dem Zapfenstreich, an dem alle Gefangenen sich ungestörter Bewegung erfreuten; wenn ich mein Rednerpult bestieg, hatten sich die englischen Aufsichtsmannschaften bereits zurückgezogen.

Es kam nun vor allen Dingen darauf an, die Aufmerksamkeit des gefahrdrohenden Postens auf dem Turme so stark zu fesseln, daß er nur Augen für das hatte, was im Kerker selbst vor sich ging, und nicht mehr auf das Geschehen außerhalb der Mauern achtete. Bei der Fülle der Leute, die sich um mein Pult drängten, war er nicht in der Lage, die Ausreißer zu beobachten, die in den Geheimgang schlüpften; dieser selbst war bei Tage durch das Pult verdeckt.

Vor den Augen der Schildwache auf dem Turm begann an diesem Abend die Aufführung eines Schwanks, der allein ihr zu Ehren gespielt wurde; er gehörte zu dem Besten, was je von uns in Ägypten veranstaltet wurde. Zum Staunen der Engländer am Nil hatten wir unseren Einzug in Kairo mit unserer ostafrikanischen Musik gehalten. Heute ging der Mummenschanz los, der den Posten auf dem Turm völlig vergessen ließ, daß er am öden Nil im nüchternen Dienst stand. Als Weiber verkleidete Matrosen sprangen in derselben Verzücktheit wie die Bantu- und Massaistämme der Urwälder und Steppen in den Tropen. Man sah es dem Beobachter oben im Turm an, daß er am liebsten von seinem luftigen Sitz heruntergestiegen wäre, um sich unter die Rotte Korah zu mischen . . .

Als die Wache auf dem Turm wieder der Außenwelt ihr Interesse zuzuwenden begann, war auch der letzte Flüchtling durch den Stollen gekrochen. Obwohl das Mündungsloch außerhalb der Mauer nur wenige Schritte vom Fuß des Turmgerüstes entfernt war, hatte jeder der Ausbrecher über die Lichtung hinweg den rettenden Schatten des Dattelhaines erreicht, ohne daß Alarm geschlagen wurde. Diejenigen, die über den Nil schwimmen wollten, verschoben ihren Plan auf gelegenere Zeit. Die Ausbruchsstelle wurde von einem geschickten Kameraden unauffällig von innen verkleidet.

Der Morgen graute. Pünktlich wie immer erfolgte der amtliche „Roll Call", die Zählung der Gefangenen. In zwei langen Reihen zu beiden Längsseiten der Fabrik stellten sich die Deutschen auf; der englische Sergeant schritt mit dem Leutnant der Lagerkommandantur, der die Oberaufsicht hatte, die Linien ab, verglich die Zahlen und nickte befriedigt; alles hatte geklappt, keiner der Gefangenen fehlte. Die Arbeiter des Tages wurden kommandiert und marschierten ab, dann trat wieder die gewohnte Ruhe ein.

In ungeheurer Spannung verlebten die Deutschen den Tag. Ordnungsgemäß verliefen auch die weiteren Zählungen. Wieder brach der Abend herein. Kein Trompetensignal gellte außer der Zeit. Offenbar waren die Flüchtlinge aus dem Bereich des Lagers entkommen. Das Mündungsloch des geheimen Ganges hatte man so gut verwischt, daß sich nicht der geringste Verdacht regte. So vergingen etwa fünf Tage.

An einem der Abende der folgenden Woche erschien zu ungewohnter Zeit der Kommandant, als die Zählung bereits erfolgt war. Schnurstracks kam er auf mich zu. Ich stand gerade auf meinem Podium, im Begriff, die englischen, französischen oder griechischen Zeitungsnachrichten vorzulesen, die über den Verlauf des Krieges berichteten; wir konnten sie uns ohne Schwierigkeiten besorgen.

„In unserem Lager war doch alles bei der Zählung in Ordnung?" fragte er.

„Jawohl, Herr Major!" antwortete ich und sah ihn gespannt an.

„Dachte mir's", erwiderte er, „die Kerle werden aus einem anderen Lager stammen. Bei Suez hat man einige deutsche Ausreißer erwischt. Na, ich werde gleich telephonieren, daß diese Mauern dicht sind."

Sprach's, drehte sich gewichtig auf dem Absatz und entschwand. —

Zwei Tage darauf — platzte die Bombe, abends spät. Dem Major, der beharrlich abstritt, daß aus seinem Lager Leute entwichen seien, wurden die Namen der Ausreißer vom Hauptquartier her durch Fernruf mitgeteilt. So kam es heraus. Die sofort nochmals vorgenommene Zählung ergab die Tatsache, daß vier Gefangene fehlten.

„Morgen wird sich das Weitere finden", sagte er.

Es bleibt ewig schade, daß wir die Gesichter unserer Kerkermeister nicht photographieren konnten, als sie tags darauf die Entdeckung machten: Trotz verdoppelter Wachen fehlten fünf weitere Gefangene. In der rabenschwarzen Nacht waren die Leute, die über den Nil schwimmen wollten, ohne Theaterschwank durch den Stollen gekrochen. Ein ostafrikanischer Elefantenjäger hatte sich ihnen angeschlossen, der seine eigenen Wege gehen wollte.

Der Major rief mich auf der Stelle. Ich kam mit einem Gesicht — die Mumie Ramses des Zweiten im Museum der Stadt hatte sicher mehr Ausdruck als ich. Er sah sofort ein, daß er aus mir nichts herausbekam.

Den Stollen hatte man noch nicht entdeckt. Worüber sich die Engländer am meisten den Kopf zerbrachen, war die Tatsache, daß die Rechnung bei der Zählung immer geklappt hatte. Endlich kamen sie dahinter. Es war der Sergeant, dem die Stallaterne aufging.

„Wenn wir am unteren Ende der Halle anlangten, müssen einige der Hunnen, die wir bereits mitgerechnet hatten, auf die entgegengesetzte Seite der Wand ungesehen hinübergesprungen sein", meinte er und blickte mich triumphierend an. Der Leutnant sperrte den Mund wie ein Nilpferd auf, dem Major sprangen die Pupillen wie elektrische Druckknöpfe aus den Augenhöhlen.

Man trieb uns aus den kühlen Hallen der Fabrik und ließ uns draußen in der Sonne braten. Man riß den Flur der Halle auf und fand den Stollen.

Schwarzwaldballade.

Skizze von **Max Bittrich.**

Auch auf den deutschen Gebirgshöhen, inmitten königlicher Tannen und blühender Matten, nistet Not. Wer fortgesetzt den Hammer des Schicksals fühlt, der zermürbt, wenn er weich ist, oder der Eisengehalt des Blutes wird zu hart.

Der Fohrenbühl-Bauer gehörte zur letzten Sorte. Er war zäh und braun wie Leder, bedürfnislos, schuftete, sah das Ergebnis in fremder Hand, verschuldete. Ein Kind wuchs heran, darbte mit den Eltern. Man sparte sich den Bissen am Munde ab, und doch war kein Brotkorn mehr im Hause.

Der Fohrenbühl-Bauer gefiel sich nicht mehr, bemäkelte in grauer Stimmung die nächsten Angehörigen. Er ertappte sich auf dem Gedanken, die altersschwache Großmutter habe noch wenig auf dieser Welt zu suchen. Er fand seltener freundliche Worte für sein einziges Kind, dem in den drei Jahren seiner Erdenpilgerschaft noch wenig Sonne geleuchtet.

Aber wenn Großmutter selbst vor den Nachkommen klagte, sie mit ihren müden Knochen, die halb Blinde, fast Taube, werde nur noch nutz- und zwecklos von der Erde getragen, so widersprach der Bauer polternd: Wer atme, könne noch zum Segen werden, zum wichtigen Werkzeug ausersehen sein.

Im Hochsommer, die magere Ernte stand noch teilweise im Felde, wurde der Verkauf eines der beiden Rosse notwendig. Bauer und Bäuerin zogen frühmorgens zum Vieh- und Pferdemarkt zu Tale nach der stundenweit entfernten Stadt. Großmutter hatte Haus, Kind, Vieh zu bewachen.

Schon der Morgen schickte stickig-heißen, müden Atem über dürstendes Land. In glühender Luft türmten sich schneeweiße Wolkenberge. Bauer und Bäuerin blickten stumm in die gewaltigen silbernen Haufen, die stündlich Zuzug erhielten, sich verfärbten. Ohne Gewitter würde der Tag nicht enden. Die Rosse, von Sonne und Fliegen bedrängt, trabten unverdrossen ersehntem Schatten zu.

Gleich Menschen und Ortschaft wurde der Markt matt. Alle Kauflust schien zu schlafen. Wie andere Besucher, so mußte der Fohrenbühl-Bauer stundenlang warten, bevor überhaupt jemand nach dem Preise seines Gauls fragte. Ein paar Händler bewegten kaum den Mund, lachten, schieden. Der Bauer überlegte: Was soll geschehen, wenn ich ohne einige Taler Bargeld bleibe? Erst am Abend fielen sie ihm zu, eine lächerlich geringe Summe für den losgeschlagenen Besitz. Doch ermöglichten sie ein paar sorgenfreie Tage.

Als der Bauer sein letztes Pferd zur Rückfahrt einspannte, stießen Wolken gleich weißen Schwertern in die schwüle Stille, zerliefen zu grauen, stahlblauen Massen, wurden zerfetzt umhergetrieben, während Mensch, Tier, Pflanze nach Erquickung lechzten.

Nacht umgibt das Fuhrwerk, dem Bauernpaar steigt Verzagtheit mit sich und aller Welt in die Kehle: Was hat Großmutter öfter gesagt? Einen Strick um den Hals, und kein Elend drückt weiter! Man sollte... Doch man hat weiter zu schaffen. So lange man noch die Arme rühren kann, darf man hoffen. Erst wer nichts mehr nützt...

Heulende Windstöße, ferner bleicher Schein zerren am Gedankenfaden, ohne ihn zu zerreißen. Jeder hungrige Mund bringt die Katastrophe näher.

Das Pferd jagt durch die gespenstische Dunkelheit zur Krippe, auch von Zuruf und Peitschenknall angetrieben. Aber die Wolken jagen rascher, der Sturm peitscht sie hartnäckiger als Stock und Schnur das Tier. Die Blitze werden greller, der Donner polternder. Der Wagen rattert und rattert, der Mitternacht weiter Höhen entgegen.

Daheim ruht Großmutter, die Nutzlosgewordene, neben dem Enkel. Müde sieht sie vom Lager aus die Blitze flackern, sie hört Regen, Sturm und Donner, erwartet in jeder schreckhaften Pause den neuen, näheren krachenden Schlag.

Sie wacht, vergißt, schreckt auf. Warum heulen von weit drüben des Nachbarn Hunde? Weshalb ziehen schreiende Leute heran? Feuer! Feuer!

Da zwingt sie sich aus schwerer Betäubung auf, stürzt zur Stiege. Gleich einem gefräßigen Tier speit ihr die Öffnung glühenden Atem entgegen.

„Nicht weinen, mein lieber Bub', nicht jammern, Kleines! Gleich bist du gerettet. Ein kleiner Sprung nur aus dem Fenster: Du mußt leben, bist jung." Ihr dürrer Arm umschließt das in Betten eingemummelte Kind; sie klettert und springt mit ihm.

Ein Fuhrwerk jagt heran; die Peitsche knallt; der Bauer treibt; das triefende Pferd gibt sein Letztes her.

„Unsere Scheuer! Unser Vieh! Unser Kind! Großmutter!"

Der abgetriebene Gaul hält vor dem brennenden Hause. Ein Menschenknäuel nimmt die Bäuerin auf, hilft ihr das an der Erde liegende Bündelchen entwirren.

Neben einer toten Greisin lallt das Kind: „Mutter, hast du mir auch 'was mitgebracht?"



Bunte Chronik

Vier Souveräne.

Der alte Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Josef von Österreich weilten einst zur Jagd auf Schloß Moritzburg beim König Albert von Sachsen. Die sehr befreundeten alten Herren bewegten sich mit Vorliebe ohne Gefolge und ohne Zeremoniell. Mit der bequemen Försterjoppe bekleidet, konnte man sie oft rauchend und scherzend auf die Pirsch gehen sehen. Einst aber hatten sich die Monarchen zu weit ins Holz gewagt und konnten den Heimweg nicht finden. Nach langem Suchen gelangten sie endlich an eine Fahrstraße, auf der von ferne ein Bauernwagen sich langsam näherte. Die Herren setzten sich an den Straßengraben und ließen das Wäglein herankommen, von dem ein altes zahnloses Bäuerlein grüßte. Als König Albert nach dem Wege zum Schloß fragte, sagte der Bauer, er führe in seine Nähe, wenn die Herren Förster mitfahren möchten, sollten sie nur heraufsteigen. Mit Vergnügen erkletterten die Herren den klapprigen Leiterwagen und unterhielten sich trefflich mit dem Bäuerlein, das urwüchsig und derb Rede und Antwort stand. „I dank scheen, Herr Oberförster," sagte der Bauer, und setzte eine dicke Zigarre vom alten Kaiser in Brand.

Nach einem Stündchen kam der Turm des Schlosses in Sicht. Da fragte Franz Josef den Bauern, ob er auch wüßte, wen er zu fahren die Ehre habe. Das Bäuerlein schüttelte das graue Haupt und sagte, daß er seine Fahrgäste nicht kenne, die Herren Oberförster hätten sich doch nicht vorgestellt. Da meinte der alte Kaiser: „Der gute Mann hat recht, wir müssen uns bekannt machen." Und nun begann die Vorstellung:

„Ich bin Wilhelm I., Deutscher Kaiser."

„Ich bin Franz Josef, Kaiser von Österreich."

„Und ich bin dein König Albert von Sachsen."

Diabolisch grinsend drehte sich nun der Bauer um und sagte, sich leicht verneigend:

„Und ich bin der Schah von Persien!"

Verantwortlicher Redakteur i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.